Niederschönhausen

Eine Erinnerung an Friedrich den Großen. Von Hanns Fuchs.

Nahe bei Berlin — die Häuser der Großstadt sind schon ganz dicht herangekrochen — liegt das Schloß und der Park von Niederschönhausen, wo Friedrichs des Großen Gemahlin ihr einsames Leben gelebt hat. Noch vor ein paar Jahren war der Park wie eine verzauberte Welt. Ganz fern lag er dem Leben und dem Drängen der großen Stadt. Er schlief und träumte vielleicht von vergangenen Dingen und Zeiten. Ein Hauch von Melancholie breitete sich um das Schloß, und unwillkürlich mußte man unter den alten Bäumen des Parkes ein wenig leiser sprechen.

Jetzt ist das anders geworden. Unmittelbar neben dem Parke stehen häßliche, banale Miethäuser, und allerlei Menschen eilen schnell und geschäftig durch die schweigenden Alleen und Gänge zu ihren Wohnungen. Wie ein Schmetterling, dem rauhe Hände den feinsten Schmelz von den Flügeln streiften, ist dieser Park nun geworden. Und wenn das so weiter geht, wird er bald den letzten Rest seiner traurigen Schönheit verloren haben.

* * *

Wir gingen einmal in ganz früher Morgenstunde durch den Park, und irgendwo in der Nähe spielte eine Flöte eine seltsame schwermütige, getragene Weise. Die schwamm durch den hellen Sonnenschein und verfolgte uns lange Zeit, und die Töne kamen immer zu uns her, als wir im Winkel auf einer Bank saßen und in den jungen Frühlingstag hineinträumten.

So im Träumen und Sinnen, sahen wir plötzlich bei hellem Tageslicht Gespenster.

Auf dem großen Mittelwege vom Schlosse kam es heran in bauschigen Reifröcken von bunter Seide unter hochtoupiertem und gepudertem Haar, mit Fächern und Stöcken, mit zierlichen, tänzenden Schritten.

Die Königin ging als Erste und war sanft und traurig anzusehen und sprach mit leiser Stimme zu der Hofdame, die sich links von ihr einen halben Schritt hinter hielt.

Die Hofdame aber machte ein betretenes Gesicht und zuckte die Achseln und gab der Königin zu verstehen, daß dero Majestät Wunsch unerfüllbar wäre. Und dann kamen die anderen Hofdamen heran und die Kavaliere, und es gab ein Tuscheln und Reden, ein Sichverwundern und Erschrecken, und schließlich entschloß man sich, einen Courier nach Potsdam zu senden, um anzufragen, ob es der Königin erlaubt sein sollte, die große Wagenfahrt durch ein paar Dörfer zu machen, zu der ihr bei dem schönen Frühlingswetter die Lust gekommen war.

Denn ohne des großen Königs Wissen und Erlaubnis durfte in Niederschönhausen nichts, aber auch gar nichts geschehen . . .

Erst schien es, als wollte die Königin sich wehren und widersprechen, aber diese arme, kleine Prinzessin von Braunschweig hatte es früh in Preußen gelernt, sich zu fügen und zu schweigen. So winkte sie müde und nickte gewährend.

Und dann ging der Zug wieder weiter; die Königin schweigend, das Spitzentuch in der feinen Hand, voran und hinterher die Kavaliere und Hofdamen, leise sprechend, leise lächelnd . . .

Und plötzlich waren sie alle im Sonnenschein verschwunden, und die Enten auf dem Flusse schossen hin und her, als sei nichts geschehen, und über dem hohen Dache des Schlosses jagten sich weiße Tauben.

* * *

Die Majestät hatte sich mit ihren Damen im Garten ergangen und saß nun auf einer der weißen Bänke, die dicht an der niederen geschnittenen Taxuswand standen. Die Damen hielten sich in gemessener Entfernung und spitzten die Ohren, denn es gab eine große Neuigkeit. Nur eine, die Vertraute und Freundin, stand nahe. Aber sie wagte nicht ganz hinzuhören, denn man konnte niemals wissen, wie das der große König auffassen würde.

Der aber war im Kriege und hatte eine große Schlacht gewonnen, und mit Glanz und Gloria lief sein Ruhm und sein Name durch Europa.

Nun stand einer von des Königs Kavalieren vor der Königin und erzählte von Schlacht und Sieg. Und sie hörte zu, hielt die Hände aufs Herz gepreßt und hatte den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, und ihre Augen waren ganz erschrocken, und ihre kleine Vogelseele fürchtete sich ordentlich. Aber sie wagte nicht, den Bericht zu unterbrechen, obwohl es sie von ganzem Herzen drängte, nach dem König zu fragen. Und als der Kavalier geendet hatte, nahm sie all' ihren Mut zusammen und sagte, daß sie dem König für diesen Bericht ihren Dank sagen ließe und daß sie ihm alles Gute und alles Glück für den Verlauf der Kampagne wünsche.

Dann stand sie auf, und des Königs stattlicher Kavalier war entlassen.

Sogleich kamen die Damen und fragten und waren neugierig und konnten nicht genug hören von der großen Viktoria. Und die Königin sprach mit zuckenden Lippen und erzählte alles, was sie wußte, und so gut sie es behalten hatte. Und nun sprachen sie tagelang bei der Promenade, bei der Tafel, immer und immer von dem neuen Sieg und dem neuen Preußenruhm. Bis auch diese Neuigkeit alt wurde und farblos. Und dann gingen die Tage wieder hin, langsam, still und gleichmäßig, und nur der Bach rauschte und der Wasserfall. Und Preußens Königin war ganz fern und ganz allein und von des großen Friedrichs Glanz fand kaum ein einziger Strahl zu ihr den Weg.

Arme Königin . . .

* * *

Und nun hat Ihre Majestät Geburtstag, und die Kavaliere und Damen der Hofgesellschaft sind herausgefahren und haben sich im Saale des Schlosses tief vor der Königin in ihrer Staatsrobe verneigt. Von den Vettern und Basen sind Briefe und Geschenke da, und weil gerade Frieden ist, hat sogar Maria Theresia, die Stolze, die Mächtige, dieses Tages gedacht und, die Königin ist beinahe froh und glücklich. Aber es fällt immer ein Schatten in das Glück, denn es heißt, daß nachmittags auch der König kommen wird. Und wenn sie ihm auch mit zitternder Freude entgegensieht — denn sie liebt ihn ja so unaussprechlich, diesen Helden, dem die ganze Welt zu Füßen liegt — so hat sie doch immer Furcht, ihm zu begegnen, denn seine Sonnenaugen schießen Blitze über sie hinweg, und was er spricht, kann sie niemals ganz verstehen . . .

Hei, wie das Dorf in Aufregung kommt, als die Karosse mit dem König heranfliegt. Auf der Rampe stehen die Diener und reißen die hohen Türen auf und machen Bücklinge bis zur Erde, und die Kavaliere stehen wie aus Stein gehauen und wagen kaum zu atmen.

Aber der König bleibt im Wagen, und sieht mit klaren Augen seinem Begleiter nach, der langsam, einen großen Rosenstrauß in der Hand, zwischen den Dienern und Herren, hindurch ins Schloß geht.

Während der Kavalier vor der Königin steht, um ihr im Namen ihres Gatten Glück zu wünschen, wendet der Wagen um, und als im Schlosse die Königin ihre Tränen kaum zurückhalten kann, liest der König den letzten Brief Voltaires, und seine Augen lachen und blitzen. Und dann ist plötzlich der andere wieder da. Der König winkt mit der Hand, der Graf steigt ein, die Pferde ziehen an und der König beginnt: „Nun, lieber Graf, haben Sie es überstanden? Erzählen Sie!" Und der Graf erzählt und berichtet mit viel Respekt und ein wenig Spott: Er kennt die Mischung so gut, in der man mit seinem Herrn von den Frauen reden muß. Die Königin aber ist ihrem Gaste nachgerannt, so schnell ihre Füße sie tragen konnten und hat dabei, zum Entsetzen ihrer Damen, ihre Robe ganz unköniglich aufgerafft. Aber sie kam doch schon zu spät. Der Wagen mit dem König bog gerade um die Ecke.

„Ich habe ihn nicht einmal gesehen," sagte sie, und dabei kamen ihr die Tränen. „Nicht einmal gesehen." Und das wiederholte sie sich immerzu, immerzu. Und mit der Freude und Fröhlichkeit war es für diesen Tag vorbei.

Armes Menschenkind . . .

* * *

Ueber den Bäumen und Gebüschen von Niederschönhausen lag eine blaue, lichte Sommernacht, die nach Flieder duftete und nach Rosen. Die Nachtigallen aber sangen wie verrückt, und die Königin konnte nicht schlafen. Sie klingelte, aber die Hofdame vom Dienst, Aurelia von Bassewitz, aus der gräflichen Linie, kam nicht. Sie klingelte noch einmal. Aber alles blieb still. Erst war sie ungehalten, daß man sie schlecht bediente, aber dann erschien ihr dies plötzlich als ein köstliches Abenteuer, und leise, ganz leise, als sei sie im Begriff, ein Verbrechen zu begehen, stand sie auf, legte ein leichtes Kleid und einen Mantel um und schützte sich das schöne, reiche Haar mit einem Tuch und öffnete ganz vorsichtig die Tür und huschte über den Korridor, wo eine Ampel brannte, und trat leise und verstohlen in den Saal. Der aber hatte große Fenstertüren, die nach dem Parke gingen. Sie öffnete eine davon und blieb auf der Schwelle stehen. Der Duft des Parkes, der Gesang der Nachtigallen umschmeichelten sie, und es war ihr, als tränke sie süßen, berauschenden Wein. Sie breitete die Arme aus und ging, ganz leise vor sich hinsingend, geradeaus, aufs Gerate wohl in den Park. Plötzlich mußte sie denken, was der König wohl sagen würde, wenn er sie hier so sehen könnte und obwohl sie ganz genau wußte, daß er sehr böse wäre, mußte sie doch lachen.

Sie pflückte sich Blumen und sang

„Vielfraße."

Erbaulicher Leitartikel eines französischen Blattes.

Auch eine Erklärung der Ursachen des Völkerkrieges.

Herrn Louis Vauxcelles, Mitarbeiter des hochpatriotischen „Oeuvre" in Paris, ist es vorbehalten gewesen, im Kampfe wider die verhaßten Boches eine neue Form von politischem Leitartikel aufzustellen. Er unternahm es zu diesem Zwecke, die Abneigung und den Widerwillen eines Volksstammes gegen unbekannte und sagenhafte Gerichte, die bei einem anderen Volke an den Tisch kommen, hervorzukitzeln, in ein System zu bringen und vom Gaumen auf die Seele zu übertragen, wobei dann die deutsche Kultur mit „K" sehr schlecht wegkommt. Diese Methode ließe sich zwar auf alle einigermaßen kulinarischen Völkerschaften anwenden, und mit dem Argument des Plumpuddings und der Polenta ließe sich tapfer für und wider die Entente streiten. Herrn Louis Vauxcelles aber ist es natürlich nicht um solche Perspektiven zu tun, ihm geht es, wie gesagt, nur wider die Boches, deren Gott der Bauch ist. Heilig ist ihm eben in dieser Hinsicht nur der ehrwürdige und tagtägliche „Pot au feu," die andächtige Rindfleischsuppe des großen französischen Volkes.

Als Grundmotiv, gewissermaßen auch als Generalpardon, schwebt über den Zeilen des Herrn Vauxcelles die in dem beliebten Spottvers der Gassenjungen zum Ausdruck gekommene Sehnsucht, in jedem Deutschen einen Quadratschädel und Esser von Sauerkraut und Würsten zu erblicken, was etwas Furchtbares ist. Aus dieser Stimmung folgert er: 1) Die Deutschen essen schrecklich viel; 2) Sie hatten aber nicht genug zu essen, mithin sie 3) in den Krieg gezogen, um die Welt aufzufressen („bouffer tout le monde"). Der Artikel folgt wörtlich:

„Wer sie nicht hat essen sehen, in der Schweiz, oder bei uns, in unserem Süden, den sie vergifteten, oder bei ihnen, in München zum Beispiel, der weiß nicht, was die Vocabel „essen" bedeutet. Die Menge allein zählt. Sie leben, um zu essen, statt zu essen, um zu leben. Sie verschlingen. Sie amalgamieren Wildbret mit gezuckerten Früchten, Gänseklein mit Birnenkompott, Heringssalat aufgeweicht in Heidelbeerkonfitüren." (!)

Aus einem angeblichen Boches-Kochbuch zitiert Herr Vauxcelles ein Küchenrezept für Biersuppe, bei dem ein Liter Braunbier, ein halbes Liter Milch, ein halbes Liter Schlagsahne, Speck, Rosinen, gestoßene Mandeln und Maggi-Sauce verwendet werden.

Noch überraschender für die deutschen Hausfrauen wird ein Rezept von den berühmten „Königsberger Klöpsen" sein, das Herr Vauxcelles ebenfalls politisch verwertet und das er aus den Denkwürdigkeiten des unaussprechlichen Fräuleins Elsa Knatschke gewonnen haben will, die versichere, daß dieses schauderhafte Gericht das Entzücken von Madame la Rechnungsrat Lempke gebildet habe. „Man verschlingt," sagt unser feinfühliger Autor, „die Königsberger Klöpse nach einem Gang getrockneter Meeraale auf Himbeeren, und es folgt ein Dessert von Gurken in saurer Milch und Kartoffelbrei." Das Geheimnis der Mischung soll folgendes sein: „Nimm zu gleichen Teilen Kalb- und Schweinefleisch, ein wenig Zwiebel, einige Anschovis oder Neunaugen (Konserven), pommerschen Kohl und hacke alles zusammen. Richte Speck in dem Topf an, tue das Gehackte hinein und laß anderthalb Stunden schmoren. Mache die Klöpse so groß wie eine Faust, nach Art der Knödel, tue Tomatenpuree und Sauce hinzu und bestreue sie mit Vanillezukker. Das ergibt eines der wohlschmeckendsten Gerichte."

„Und," so ruft Herr Vauxcelles aus, „da wundern sie sich, daß die ganze Welt sie anspeit, sie als Barbaren behandelt. Und da wundern sie sich, daß wir ihre Küche ebenso unverdaulich finden, wie die Böcklinschen Bilder und die Mahlerschen Symphonien." (!) Gottseidank gibt es aber noch einen Trost. Zwar die deutschen Heere stehen in aller Welt auf Feindesboden, aber: „Die Blockade trifft. Diese Rasse von Vielfraßen leidet. Und das ist recht so."

Mit dem geschilderten Skandale des deutschen Volkes vergleicht Herr Vauxcelles nun mit großer Geste die „tenue" der großen Nation. Zwar, er muß zugeben, man leidet auch dort unter dem Krieg, hat schwere Verluste (die wird man „rächen"), hat die Tafelfreuden gekürzt und „schmierige" Kaufleute (sales mercantis) verkaufen Lebensmittel und Zucker zu teuer. Aber man erträgt das in korrekter Haltung. Ist man doch solche Misere gewohnt. Und Herr Vauxcelles beschreibt die heroische Art, in der die Pariser im Januar 1871, den Elephanten „Pollux" verspeisten.

Wandernde Statue.

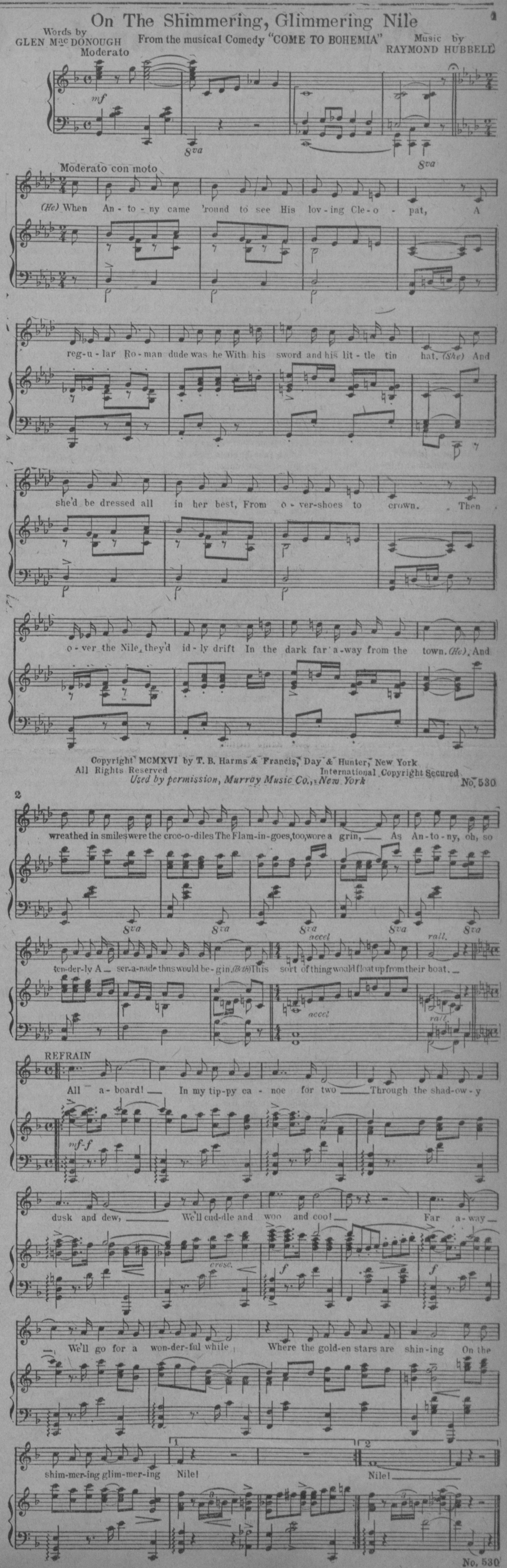
Ein Werk Schlüters und seine Schicksale.

Man schreibt aus Königsberg: Das hier an der Kürassierkaserne gegenüber dem königlichen Schloß stehende Standbild König Friedrichs I., das erste nachweisbare Werk Andreas Schlüters, weist seit einiger Zeit einen Riß der Bronze auf und wird deshalb dieser Tage von seinem Marmorsockel heruntergenommen und zur Ausbesserung in eine Bronzegießerei nach Berlin überführt werden. Die Wiederaufstellung dürfte erst im Frühling nächsten Jahres erfolgen . . . Die Statue, die den ersten König (oder genauer: den letzten Kurfürsten) leicht ausschreitend in der Tracht römischer Imperatoren außerordentlich effektvoll darstellt, gilt als das schönste Denkmal Königsbergs und hat eine sehr bewegte, merkwürdige Geschichte. In Berlin von dem genialen Bildhauer und Baumeister 1697 modelliert und von Johann Jakobi gegossen, sollte sie zunächst im Zeughause, dann auf dem Giebel eines Invalidenhauses, endlich auch auf dem Königstor zu Berlin einen Platz finden. Nach dem Tode des Königs geriet die Angelegenheit ins Stocken, soviel auch darüber verhandelt wurde. Eine vorübergehende, nicht sehr rühmliche Aufstellung erfuhr das Königsbild im Jahre 1729 auf dem Molkenmarkt zu Berlin, und zwar zu Ehren des Königs August von Polen. Leider brach garnicht viel später der improvisierte Sockel zusammen, das noch mit heiler Bronzehaut davongekommene Werk mußte entfernt werden und geriet in einen stillen Winkel des Zeughauses.

Nach einem Zwischenspiele in Spandau, wohin die Statue der russischen Kriegsgefahr wegen 1761 geschafft war, kehrte sie ins Berliner Zeughaus zurück und lag hier unter alten Kanonen und anderen Sachen vergessen in einem Winkel — mit dem Kopf nach unten! Der Stückgießer Fuchs erkannte, als er einst nach Material zu neuen Geschützen suchte, den Wert und die Schönheit des Werkes und brachte es ans Tageslicht. Nach Cornelius Gurlitt befand eine Zeitlang auch die Absicht — ja dies sei sogar die ursprüngliche gewesen, — die Statue für einen Triumphbogen zu verwenden, „denn auf einem solchen stehend erscheint sie in einem Handzeichnungsbande der Königlichen Bibliothek zu Dresden." Nach mancherlei Experimenten schenkte sie endlich König Friedrich Wilhelm III. nach Königsberg, wo sie 1802 auf einem marmorenen Sockel von Schadows Hand aufgestellt wurde und — bis jetzt — Ruhe fand. Deshalb trägt der Sockel auch die Inschrift: „Die Bildsäule des Ahnherrn widmete dem edlen Volk der Preußen zum immerwährenden Denkmal gegenseitiger Liebe und Treue, den XVIII. Jaenner MDCCCI Friedrich Wilhelm III." Das Szepter in der Rechten des Königs wurde übrigens 1807 durch einen französischen Soldaten entwendet und ist erst in späterer Zeit nicht ganz stilgemäß ersetzt worden.

Russische Bummelei

Der Kommandant des russischen Kreuzers „Shemtschug," Kapitän Tscherkassow, wurde wegen Nachlässigkeit im Dienst zu dreiundeinhalb Jahren Gefängnis, Degradation und Verlust aller bürgerlichen Ehrenrechte verurteilt, trotz bisher anerkannt guter Führung und besonderer Auszeichnung während des russisch-japanischen Krieges. Auch der erste Offizier des Schiffes wurde verurteilt. Der russische Kreuzer wurde bekanntlich am 27. Oktober, 1914, drei Tage nachdem alle Deutschen und Oesterreicher auf der Malayischen Halbinsel interniert worden waren, von der „Emden" im Hafen von Penang angegriffen und versenkt. Während der Gerichtsverhandlungen wurde festgestellt, daß der Kommandant mit fünf Offizieren am Abend vorher schon an Land gegangen war, um mit seiner Frau zusammen sein zu können, die ihm überall nachreiste. An Bord selbst herrschte die größte Nachlässigkeit. Von den vierzehn Kesseln war nur einer unter Dampf, die ganze Munition war an Land, die Torpedorohre nicht geladen, an den Geschützen stand keine Wachmannschaft und das ganze Schiff war vollständig beleuchtet, obwohl man von der Nähe der „Emden" wußte. Während fast alle Offiziere an Land waren, kohlte die Mannschaft. Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch erfolgte die Zerstörung des Schiffes. Mit der Mannschaft wurden auch einige „verbündete Freudenmädchen," Japanerinnen, gerettet, die die Nacht an Bord zugebracht hatten. Zwei dieser unglücklichen Mädchen sollen ertrunken sein. Eine englische Tageszeitung brachte damals diese Nachricht, mußte jedoch auf Befehl der Regierung ihre eigene Meldung dementieren, da die Verbreitung derartiger Nachrichten das Ansehen der Alliirten hätte schädigen können.

Ahnungsvoll. — Bekannter: „Sie haben sich für Ihren Prozeß einen ganz jungen Anwalt genommen!" — Bauer: „Ja, der hat wenigstens noch a langes Leben vor sich! Nix is miserabler, als wenn mitten im Prozeß der Advokat stirbt!"

Allerdings nicht. — Neutraler: „Der italienische Generalstab entschuldigt seine Mißerfolge oft mit schlechtem Wetter." Italiener: „Na, ist denn das, wenn es österreichische Granaten, Schrapnells, Gewehr- und Maschinengewehrkugeln regnet, etwa schönes Wetter?"